



Stern der Neger

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2 50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2 50 Pengö, Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papp Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brügge, Brunn, Graz, Leitmeritz, Luz, Olmütz, Warburg, Orient, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generalobern.

Heft 5

Mai 1936

XXXIX. Jahrgang

Eine stürmische Meerfahrt.

Von Bischof Xaver Geyer.

Kürzlich erschien im Herder'schen Verlag, Freiburg, ein Werk von Bischof Geyer mit dem Titel: „50 Jahre Auslandsdeutsche Missionsarbeit“, dem wir die folgende Schilderung entnehmen. Eine entsprechende Bewertung und Empfehlung des interessantesten Buches bringen wir unter den „Bücherbesprechungen“ auf dem Umschlag dieser Nummer.

Sturm zieht herauf.

Am 19. April, Karfreitag, kurz vor Sonnenuntergang, verließen wir mit 32 Seeleuten, 104 Männern, 32 Frauen und 28 Kindern, darunter zahlreiche Pilger aus Tunis, bei neun Seemeilen Fahrgeschwindigkeit in der Stunde, die asiatische Küste. Die Fahrt verzögerte sich zwar bei dem starken Gegenwind, ging aber auch noch am folgenden Tage leidlich vonstatten. Der Kapitän sagte für Montag unsere Ankunft in Suez voraus. Ich war der einzige Katholik auf dem Schiffe und hatte mir für den 21. April (Ostersonntag) einen freien Raum gesichert, in dem ich die heilige Messe zu feiern beabsichtigte. Der Mensch denkt und Gott lenkt. In der Nacht setzte ein starker Nordwind ein, der von Stunde zu Stunde zunahm und sich beim Morgen grauen zum Sturme steigerte. Das Schiff begann in heftiger Weise zu rollen, zu schlingern und zu stampfen.

Da mischte sich plötzlich in das Tosen von

Wind und Wellen und das Ächzen des Schiffes das wüste Schreien und das lärmende Laufen der Seeleute. Die Kette des Steuerruders war gesprengt, das Schiff schien der Willkür des Sturmes, der brausend um die Rahen heulte, und der Rut der Wogen preisgegeben; es krachte in seinen Fugen und erzitterte in seinem Grunde. Alle unbefestigten Gegenstände stürzten nieder und wurden hin und her geschleudert, Sturzwellen segten schäumend über das Deck und überschwemmten die Reisenden, die keine Zeit fanden, sich vor der Flut zu retten, und es schien, als ob das Fahrzeug umgekehrt und gestürzt werden sollte. Angst und Schrecken ergriff alle, vorab die Araber auf Deck. Die Männer riefen mit verzweifelterm Geschrei den Propheten an, die Weiber jammerten und die Kinder wimmerten. Nach einiger Zeit dieses entsetzlichen Wirrwars erschollen mächtige Rufe der Offiziere und Seeleute: „Keine Furcht! Die Gefahr ist vorüber!“ Das Steuer war wieder flott gemacht und für den Augenblick die Gefahr abgewendet.

Ein graufiger Ostermorgen.

Aber der Sturm dauerte fort. Nur mit Mühe konnte das Schiff in nördlicher Richtung gehalten werden. Als die Sonne aus

dem dichten Nebel des Ostens hervorbrach, ging ich auf Deck und fand den Kapitän in stummer Betrachtung der wütenden Wasserwüste. Mächtige Wellen wälzten sich schäumend dem Schiffe entgegen, jagten und verfolgten sich, türmten sich zu Bergen auf und senkten sich zu Tälern, hoben das Schiff auf ihre Rämme und schleuderten es in ihre Vertiefungen, hoben es jetzt auf dieser Seite und senkten es nun auf der anderen. Bald bohrte sich der Borderteil in eine Sturzwelle, bald sprang eine Flut über das Hinterteil, durchnäzte Esel, Hühner und schreiende Kinder; Koffer und Geschirre, Bettdecken und Kleider schwammen in reißenden Gießbächen, bis sich die Wasser verließen. Todesangst ergriff alle. Selbst den Seeleuten bangte es, und sogar die kaltblütigen Seebären der Engländer fanden es „sehr arg“. Ein Muslim bestieg zweimal die Befehlshaberbrücke und rief mit bebender und gellender Stimme zum Gebete auf. Die Araber streckten die Hände flehend nach Osten; aber niemand konnte sich bei dem entsetzlichen Schwanken des Schiffes und unter der Menge der Sturzwellen erheben. Angsterfüllt lagen alle da und wagten es nicht, den Blick auf die tobende See zu werfen.

Gegen Mittag ließ der Sturm etwas nach, aber nur für eine Stunde, um dann mit verstärkter Wut zu heulen und zu wüten. Seit der Frühe hatten wir kaum zwei Seemeilen zurückgelegt. Die ganze Leistung der Maschine bestand darin, das Schiff in nördlicher Richtung zu halten.

Die Seeleute trösteten die Reisenden mit der Borausicht, daß der Wind nach Sonnenuntergang sich beruhigen werde. Alles schöpfte Hoffnung, nur der Seyed (Nachkomme des Propheten Mohammed), der Jüngstliche von allen, zitterte beim Gedanken an die kommende Nacht. In Dschedda hatte er mit zahlreicher Begleitung das Schiff bestiegen und war der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Verehrung. Alle, auch der Kapitän, standen vor ihm auf. Die Scheiks und bessergestellten Mekkapilger küßten ihm ehrerbietig die Hand. Der Arme zitterte und wollte den Kapitän zur Umkehr bewegen; aber dieser lehnte ab, da er das Schiff nicht ohne große Gefahr wenden

könne. Ein Muslim sagte zu ihm: „Wenn du kein Vertrauen auf Gott hast, wie sollen wir es haben?“ Er erwiderte: „Auf Gott vertraue ich, aber ich bin ein Mann der Wissenschaft und deshalb fürchte ich mich, auf dem Wasser zu reisen.“

Nach eine Schreckensnacht.

Gegen sieben Uhr abends stieg die Wut des Sturmes ins Entsetzliche. Wie mit einem Ruck begann das Schiff von einer Seite auf die andere zu schwanken. Ich war auf Deck, warf mich auf den Boden und klammerte mich an einer Planke fest. In den Rahen brüllte und krachte es fürchterlich. Aus den Kajüten drang fortwährend Getöse und Klirren; die dort Anwesenden klammerten sich an den aufgerissenen Türen fest. Auf dem Verdeck erhob sich ein herzzerreißendes Jammern, die Stehenden warfen sich zu Boden und alle suchten irgendwie auf dem Boden einen Halt zu gewinnen. Fortwährend gelte es durch die Luft: „O Prophet Gottes!“ „O Mohammed!“ „O unser Herr, der Prophet Gottes!“ „Gott ist groß!“ Ich aber betete den Rosenkranz und rief hundertmal: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für mich Sünder, jetzt und in der Stunde meines Todes!“ Es war ergreifend und erschütternd. Alles stand unter dem Eindruck, daß der nächste Augenblick den Untergang bringen werde.

Der Seyed rief zitternd und bebend den Kapitän und bat ihn neuerdings, er möge umkehren; er und alle Reisenden seien bereit, es mit einem Schriftstück zu verlangen. Entweder übertönte der Sturm seine Bitte oder der Kapitän gab ihr kein Gehör; er erschien gar nicht. Da schrie der Seyed aus Leibeskräften, er werde beim Sultan Klage führen und den Bau einer Bahn durchsetzen. Inzwischen stürmte eine Sturzwelle nach der andern über Deck und eine überschüttete das ganze Schiff, das unter der Wasserlast krachte und bebte, in dessen die Männer heulten und die Frauen und Kinder schrien und wimmerten. Angst und Verzweiflung erfaßte alle. Selbst den Griechen standen dicke Tränen in den Augen. Die anstürmenden Wogen schlugen alle Kajütenfenster ein. Alles Küchen- und Geschirrging in Scherben.

Das Beten und Hilferufen war das von Menschen, die den Tod vor sich sahen. Viele Araber krochen am Deck die Treppe hinab, warfen sich dem Segel, der sich zitternd an einer Türe anklammerte, zu Füßen und flegten unter Tränen: „O Herr, hilf uns!“ Er konnte nur die Worte sammeln: „Gott ist groß!“ Um ein Uhr stieg der Halbmond aus der wütenden See herauf. Von seinem Erscheinen hoffte man Mäßigung des Sturmes; doch Sturm, Tosen, Sturzfluten, Jammern und Beten dauerten bis zum Tagesanbruch fort.

Es war das zwölftmal, daß ich übers Meer fuhr; seither tat ich es noch zweidwanzigmal. Die Nordsee, das Mittelmeer, den Indischen und Atlantischen Ozean habe ich oft befahren — nie habe ich etwas annähernd Ähnliches gesehen oder erlebt. Nie habe ich mehr als damals die Macht und Allgewalt des Meeres erkannt und erfahren. Das Meer ist ein Tausendkünstler; es ist ein Wundertäter. Was das ganze Festland der Erde nicht vermag, das bringt das Meer im Sturme zustande: es treibt die Seele widerstandslos zu Gott. Was die gewaltigste Stimme des auserlesensten Predigers nicht erzielt, das bewirkt das Donnergeheul des stürmischen Meeres: es lehrt beten. Was der Himmel mit seinen Freuden und die Hölle mit ihren Peinen nicht erreichen, das gelingt dem sturmgepeitschten Meere: es macht den Ungläubigen gläubig. Der Gottesleugner, das feste Land unter seinen Füßen habend, prahlt und sagt: „Es gibt keinen Gott!“ Kommt er aber auf das wütende Meer und schaut er hinab in den Abgrund, der sich unter ihm aufstut, so wird ihn höchste Seelenangst zu Gott anschauen lassen, so sehr er ihn auch bisher geleugnet haben mag!

Ende gut, alles gut.

Es ist Ostermontag und der Sturmwind pfeift, faust und brüllt, tost und heult. Die Araber kollern auf dem schwankenden Deck von Wand zu Wand und entrinnen einer Sturmflut rechts, um in die andere links zu geraten. Anblick und Geschrei sind herzerzitternd. Wir legen zwei Meilen in der Stunde zurück und würden so kaum in acht Tagen Suez erreichen können. Der Kapitän beschloß, an der afrikanischen

Küste Rettung zu suchen. Nach Mittag tauchte sie aus dem Nebel auf. Es wurde nach Nordwest gesteuert. Der Kapitän und zwei Offiziere bestiegen den Mast und spähten mit dem Fernrohr nach einer Korallenbank. Bei der veränderten Fahrtrichtung trieb der Nordwind die Wogen gegen die rechte Schiffswand und verursachte heftige Seitenschwankungen. Endlich um fünf Uhr erscholl der Befehl: „Stillstand“, und der Anker sank hart an einem Korallenriffe in elf Meter Tiefe.

Hier in der Nähe der Küste schwieg der Sturm, der draußen auf hoher See tobte. Das Schiff lag in voller Ruhe da. Alles erwachte wie aus einem schweren Traume.



Bischof Kaver Geyer als Apostolischer Vikar von Rhartum (1912). Als Rektor des Missionshauses Willand-Brixen begründete er 1898 unsere Zeitschrift „Stern der Neger“.



Äthiopische Kirchenfahne.

Auch die Christen der äthiopischen Kirche gebrauchen bei religiösen Festlichkeiten Fahnen. Die ganze Liturgie ist eng mit der koptischen verwandt. Sieht man von der Sprache ab, so ist die abessinische Kirche auch in ihren Zeremonien ein Abbild der ägyptisch-schismatischen Kirche.

Die einen kamen sich wie betrunken, andere wie im Halbschlummer befindlich vor. Die Muslimen reichten sich mit den Worten: „Es gibt keinen Gott außer Allah und Mohammed ist sein Prophet!“ die Hand und begrüßten sich gegenseitig unter hundert Gebetsformeln wie Leute, die sich seit Jahren nicht mehr gesehen haben. Der Zufriedenste war der Seneb. Er, der von

allen Muslimen am wenigsten von „mohammedanischer Ergebung“ gezeigt hatte, dankte nun Gott und atmete mit Wohlbehagen die Luft des afrikanischen Festlandes. Nach zweitägigem Hungern wurden die Säcke aufgeschnürt und die Vorräte herausgeholt. — O Jammer! — Die Salzflut hatte das eine verschlungen, das andere verdorben. Ein armer, blinder Scheik besaß einen Sack Zwieback und zwei Säckchen mit Kaffee und Zucker. Das Meerwasser hatte die beiden letzten gegessen und den ersten gesalzen. Der Knabe, der den Armen führte, knetete ihm einen Brei aus Zwieback und erbettelte Zuckerwasser; aber der Zucker reichte nicht hin, den Salzgeschmack zu beseitigen, und der Blinde legte sich auf den Boden und rief: „Gott ist gütig!“ Sein Hunger wurde durch ein Reisgericht gestillt, zu dem sich die Leute gegenseitig einluden. Es war ein Freudenmahl.

Am Morgen wurde die Fahrt gegen den Wind längs der Küste fortgesetzt. Die Muslimen lasen und sangen in Gruppen aus dem Koran, um gutes Wetter zu erbitten. Der Schaden, den das Meerwasser den vielen Einkäufen der Pilger angetan hatte, wurde mit Gleichmut hingenommen. Die Araber zeigten auf die Hemden hin, die sie trugen, und riefen: „Gott sei Dank, das Leben ist gerettet!“ „Ja, Gott sei Dank!“ sagte der Seneb, „das Leben ist alles; der Mensch ist nicht wie Klee, den man zerreibt und in die Erde legt, worauf er wieder ersteht.“

Das Schiff legte stündlich vier Seemeilen zurück, und wir waren noch rund 190 Meilen von Suez entfernt. Erst im Golfe von Suez trafen wir ruhiges Meer und am Donnerstag, den 25. April, gegen Abend landeten wir in Suez mit einer Verspätung von rund vier Tagen. Niemals habe ich mit froheren Gefühlen meinen Fuß wieder aufs feste Land gesetzt.

„Marientränen.“

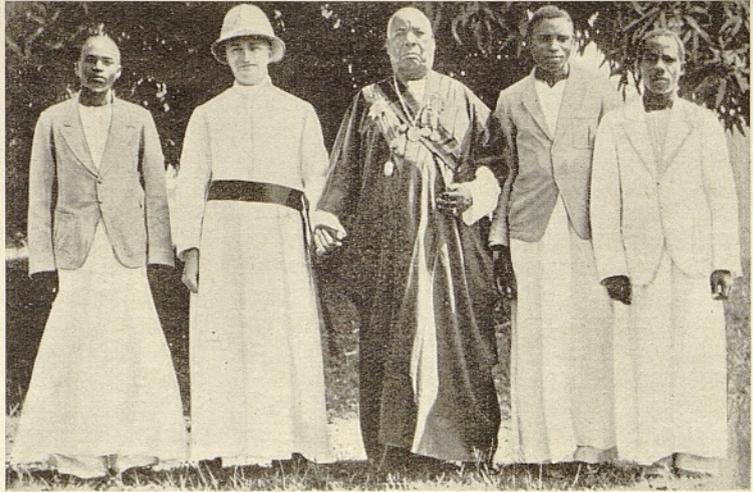
Eine Legende.

Über den Cedronbach geht, in ihren Schleier gehüllt, stillen Schrittes eine Frau. Am jenseitigen Ufer bleibt sie stehen und schaut dem Kommen und Gehen der Wellen

zu. In ihrem Flüstern ist das Heimweh nach dem ewigen Meere. Sie kennt es, dieses Heimweh. Es ist ihr eigenes.

Wie sie so am Ufer steht, beginnen über

Goldenes Taufjubiläum. Der 87 Jahre alte Stanislaus Mugwanja (in der Mitte!) war 21 Jahre hindurch Gerichtspräsident von Uganda, zeitweise auch Regent für König Chwa II. Er wurde 1886 — fünf Monate vor dem Martyrium der 22 Bagandamärtyrer in Namugongo — in die Kirche aufgenommen und feierte unter großer Anteilnahme der Geistlichen und Laien in diesen Tagen sein 50-jähriges Taufjubiläum. Er wurde vom Hl. Stuhl und der Regierung mit Auszeichnungen bedacht. Auf dem Bild ist er mit einigen Entfeln zu sehen. Der Missionär ist der in



Namugongo stationierte P. van Royen, einer der Mill-Hill-Missionäre.

ihr die Bläume zu rauschen. Da geht die stille Frau weiter, den Gartenweg, der an einem Meierhose vorüberführt. Aus seitlich liegenden Hürden blöken Schafe. Zwei weiße Lämmlein liegen im Grase. Munter hüpfen sie herbei, umstreichen traulich ihren Mantel und sehen sie mit treuen Augen an. Sie beugt sich lächelnd nieder, streichelt ihnen das weiße Fell und denkt einer versunkenen Zeit, da sie auch ein Lämmlein hegte, ein weißes, das zur Schlachtbank gehen mußte. Darum ist sie allemal traurig, wenn sie ein Lämmlein sieht . . .

Sie geht weiter. Wo ein uralter Blbaum eine dornumwucherte Grotte überragt, da steht sie wieder still. Sie lehnt an seinem Stamm und sinnt. Da wird das Rauschen in den Wipfeln dunkler. In den Ästen hebt ein Klagen an, die Zweige neigen sich tiefer, umfächeln tröstend ihr Gesicht. Da erschauert der alte Blbaum ob seiner eigenen Klage um einen, der einmal in einer bangen Abendstunde in seinem Schatten seine Todesangst auskämpfte. Er hat seine Not gesehen, wie er sich umschaute nach einem, der ihn tröste, und keinen fand.

Dann kam der Tag, da war alle Trauer dahin, da kam er wieder. Wie ein Sieger kam er, strahlend, verklärt denselben Weg herauf. Hier in seinem Schatten stand er wieder, schaute lächelnd hinauf zu ihm und dann hinab zu seinen Füßen, als suche er geronnene Blutstropfen im Grase. Da hat

auch der alte Blbaum sein Leid vergessen und das Rauschen seiner Wipfel hat den Osterkönig gegrüßt.

Die Jungfrau lauscht und sinnt und geht weiter, den Spuren des Heimgegangenen nach.

Zwölf Monde sind nun dahingegangen über seiner Heimfahrt. über Busch und Baum und Blüte liegt noch das Heimweh nach ihm, der diesen Bergpfad hinaufging und nie mehr wiederkam.

Der Schleier der Jungfrau weht leis im Winde. Sie schlägt ihn zurück, bleibt stehen und wendet das Gesicht hinüber zur Stadt, zum weißen Tempel, der ihr in goldgleißender Pracht seine Armut klagt. Ein Himmel ohne Gott! Sie wendet den Blick ab.

„Jerusalem, Jerusalem . . .! —

Vater, sie wußten nicht, was sie taten! Vergib ihnen . . .“

Einen Augenblick geht ihr Blick erschauernd gegen Golgatha. Das tiefleuchtende Himmelsblau über ihm und das westliche Sonnenleuchten verklären seine graue Rahlheit.

Sie geht weiter. über ihr wölben sich die hohen Baumkronen wie Tempelhallen, die der Fuß und Odem eines Gottes weihte. In einer Olive sitzt ein Kreuzschnabel. Als er die Jungfrau sieht, schlägt er die blutroten Schwingen. Dieses weiße, stille Gesicht mag er kennen. Er fliegt von Ast zu

Ast herab, bis er ihr ganz nahe ist, und beginnt ein Lied. Todwehes Herzeleid verschmilzt schluchzend darin mit schmetterndem Jubel. Als das Lied zu Ende ist, entschwebt der kleine Sänger in blaue Unendlichkeiten.

Da lächelt die Jungfrau und steigt höher den Berg hinauf. Durch das ernste Gezweig der sbaume und durchs dunkle Grün der Oliven leuchtet golden die sinkende Sonne. Es beginnen die Wipfel ihr Abendgebet. Sie haben es vom Grosten der Menschenkinder erlauscht. Hier oben hat er gebetet, in seiner letzten Erdenstunde.

Auf dem kahlen Berggipfel sinkt die stille Frau auf die Knie und neigt das Gesicht nieder auf einen Stein, der eine Fußspur trägt. Sie küßt das heilige Mal, ihres Sohnes letzte Spur auf dieser Erde.

Das Leuchten der Sonne wird tiefer, strahlender. Weie Wolken, goldgefaumt, wallen am Himmel wie die Siegesgewander eines Königs. Die Sonne sammelt all

ihr letztes Licht und legt es verklärend auf das Antlitz der Jungfrau, das unverwandt zur Höhe gerichtet ist.

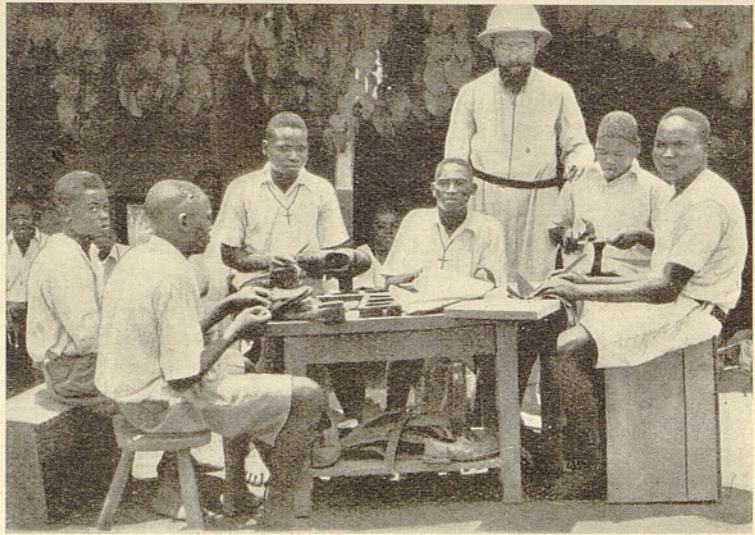
Da fallen die Schleier der Zeit. Sie breitet die Arme aus. Sie fühlt wieder ein weißes Lämmlein an ihrem Herzen ruhen, zart und hilflos in winterlicher Mitternacht. Sie birgt es selig an der mütterlichen Brust, sie singt ihm Schlummerlieder in die Schrecken dunkler Wustennachte... Sie leidet und duldet und weint mit ihm, da es, mit der großen Weltschuld beladen, harte Erloserverwege zieht und klaglos auf der Schlachtbank verblutet.

Dann kam sein Ostermorgen. Als Überwinder sprengte er Grab und Siegel. „Alleluja!“ jauchzte es durch ihre Seele... Sie hatte ihn wieder. Aber dann hat die lichte Wolke ihn dort hinaufgetragen. Sie hat mit ihm triumphiert ob seiner Vollendung. Aber in ihr Mutterherz hat sich das Heimweh gesenkt, ist immer größer, immer tiefer geworden, je ferner die Stunde



Mundharmonikakonzert in Ostafrika. — Die Schulknaben der katholischen Mission in der Kenya-Kolonie formen mit ihren Mundharmonikas ein ganzes Orchester bilden. Der Vater, der sie auf dem Harmonium begleitet, gehört zu den Consolata-Missionären von Turin.

Schusterwerkstätte
in der Mission.



rückte, da er Abschied von ihr nahm und sie auf der armen Erde ließ.

Nun ist wieder Himmelfahrtstag, der Gedenktag seines Scheidens. Da will das Heimweh ihr ganzes Sein verzehren. Sie steht mit ausgebreiteten Armen auf der Stelle, die noch die Spur seines Fußes trägt, das Gesicht nach oben gewandt.

Wieder beginnen die weißen Wolken zu wallen; sie teilen sich, sie sieht ein ewiggeliebtes Antlitz sich herabneigen, in göttlicher Liebe sie anschauen, wie einst in den vierzig osterseligen Tagen, sie hört eine geliebte Stimme: „Mutter, noch eine kleine Weile...“

Nun fühlt sie sich umrauscht und eingehüllt von wunderbaren Harmonien: „Heil dem König, der auf dem Throne sitzt!... Heil dem Lamme zu des Vaters Rechten!“

Tränen entquellen ihren Augen, geboren aus der Bonne ihrer Seele über ihres Sohnes Glorie. Sie rinnen auf die Erde, die der Fuß des Siegers weihte, und sprossen als weiße Köselein empor. Englein schweben herab aus lichten Wolken und

pfücken die von Himmelswolke Betauten, winden sie zu einem Kranze, setzen ihn der Jungfrau aufs Haupt und umsingen sie in jubelndem Reigen:

„Ave Maria! Ave Königin!“

Von süßen Engelliedern erweckt, wacht sie aus ihrer Verzückung auf — und erschaut die lichten Wunder, aus dürrer Erde erblüht. Leicht und selig ist ihr ums Herz, weil es all sein Heimweh in die lichten Köselein geweint hat.

Als die Abendsonne, leuchtender und strahlender als sonst, hinter dem Berge der Himmelfahrt zur Ruhe sank, als die ewigen Sterne wie tausend lichte Himmelsheimatgrüße über den weißen Wolken aufstrahlten, da wandelte die Jungfrau still nach Jerusalem zurück.

Die weißen und roten Köselein aber — „Marientränen“ — breiteten sich aus über die ganze Erde...*

* Marientränen (auch Hiobstränen) heißen die weißen Fruchthüllen des Tränengrases. Sie werden zu Rosenfränzen und Perlen verarbeitet.

Der afrikanische Elefant.

Von Br. August Cagol.

(Schluß.)

Georg Walker, ein erprobter Großwildjäger, befand sich 1926 in Begleitung einiger Freunde im Barotseland. Ihre Ab-

sicht war, Büffel zu jagen; sie stießen aber unvermutet auf die Spur eines riesigen Elefanten, der sie am nächsten Morgen

folgten. Um Nachmittag waren sie in die Nähe des Tieres gekommen, das sie aber bereits gewittert hatte. Als der Elefant das Ende des dichten Buschwaldes erreicht hatte, kehrte er auf dem gleichen Wege wieder zurück. Die Jäger waren müde und hatten ihren Wasservorrat aufgebraucht. Der Elefant näherte sich ihnen und griff ohne weiteres Walker und dessen Gewehrträger an. Letzterer fand nicht mehr Zeit, seinem Herrn die Waffe zu geben, doch gelang es ihm und den übrigen Teil-

nehmern, zu entweichen. Walker suchte einen Termitenhügel zu erreichen, doch der Elefant schlug ihn mit dem Rüssel nieder und zerbrach ihm Genick und Becken. Man fand ihn später als Leiche und die Eingeborenen begruben ihn am selben Orte.

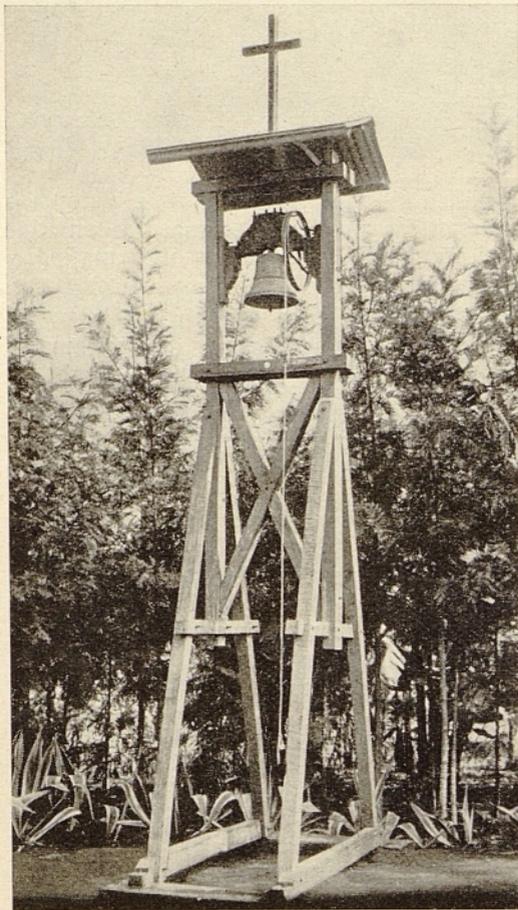
Walkers Bruder Heinrich jagte zu jener Zeit im Tale des Zambesi. 1927 aber machte er sich an die Verfolgung des berühmten „Schati-Tema“-Elefanten. Mittels Kraftwagens begab er sich in dessen Jagdgründe und hatte keine Schwierigkeit, den „Schelm“ aufzuspüren, da die Eingeborenen wohlunterrichtet waren über seine Bewegungen. Er verfolgte die Fährte eines Tages vom frühen Morgen bis zum Nachmittag. Die Spur zeigte, daß sich zwei andere Tiere dem Schati Tema angeschlossen hatten.

Ein schweres Gewitter zog herauf; der Wald war so dicht, daß der Gewehrträger bemerkte: „Sie werden des Regens wegen ins Freie kommen.“ So geschah es wirklich; die Tiere verließen das Walddickicht, wobei sie große Wurzeln ausrissen und Baumrinde verzehrten.

Der Wind war dem Jäger günstig, so daß dieser sich auf 60 Schritte an Schati Tema heranmachen konnte. In noch größerer Nähe befand sich einer der beiden anderen Elefanten, weshalb ihm Walker zwei Schüsse zwischen Nacken und Schulter durch das gewaltige Ohr gab. Dann näherte er sich Schati Tema noch mehr und schoß ihm in die Schulter. Das Tier wandte sich zur Flucht und wurde durch dichten Busch verfolgt, als plötzlich lautes Geschrei von Menschen ertönte. „Er ist unter die Träger geraten“, erklärte der Diener. So war es in der Tat. Die Lebensmittelkisten lagen umher, die Wassergefäße waren zerbrochen, Decken und andere Gegenstände in alle Richtungen zerstreut, und von den Trägern war keine Spur mehr zu sehen. Erst nach Stunden fanden die erschreckten Leute sich wieder ein.

Inzwischen hatte das Gewitter nachgelassen. Das Lager wurde aufgeschlagen und das Nachtmahl bereitet, bei dem Elefantenfleisch die Hauptschüssel bildete.

Am folgenden Morgen wurde die Verfolgung Schati Temas wieder aufgenommen, der erst am Spätnachmittag eingeholt



Afrikanischer Glockenturm.

Es gibt Gegenden in Afrika, wo man sich den Luxus eines Glockenturms aus Stein nicht leisten kann. Ein Holzgerüst muß herhalten, und der Erfindungsgeist des Missionärs geht weiter: Der Bestandteil eines alten Fahrrades wird in luftiger Höhe angebracht, um die Glocke zum Schwingen zu bringen.

wurde. Plötzlich drehte das gewaltige Tier sich um, und Walker sah die großen, gelbglänzenden Stoßzähne. Er konnte das Gewehr nicht an die Schulter bringen, sondern schoß geradeaus auf des Elefanten Vorderkopf, ließ das Gewehr fallen und tauchte ins Unterholz unter. Dort wartete er, bis der Dickhäuter sich zurückgezogen hatte, und nahm sein Gewehr wieder an sich. Er fand es unverletzt. Eine Menge von Eisenbeinsplittern lagen umher; offenbar hatte er einen der Stoßzähne des Riesen angeschossen.

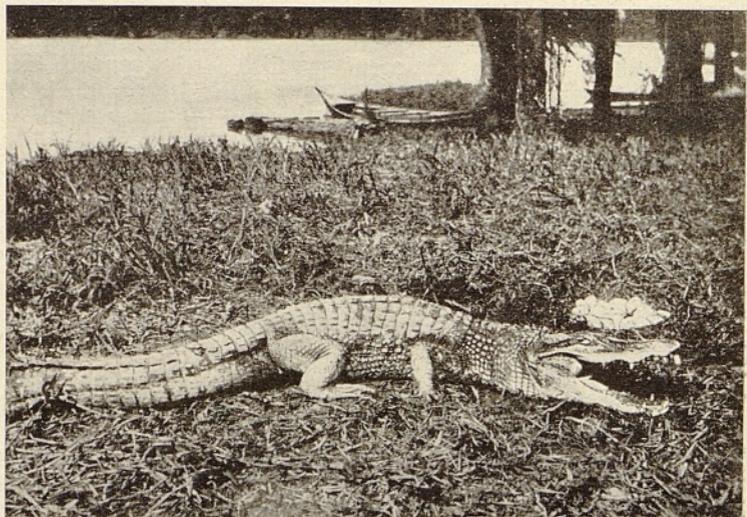
Wieder nahm er die Spur auf und fand das Tier auf einem baumlosen Fleck. Dort drehte es sich um, und Walker gab ihm einen Gehirnschuß. Der Elefant stand still und erhielt einen zweiten Schuß ins Gehirn. Trotzdem blieb das Tier unbeweglich stehen, so daß der glossenreiche Gewehrträger ausrief: „Herr, schieße nicht mehr! Siehst du nicht, daß es kein Elefant, sondern wirklich Schati Tema, der Häuptling, ist?“ Walker wartete etwa 20 Sekunden, ehe er dem Riesen den dritten Schuß gab; alsdann erschauerte das Tier am ganzen Körper, schwankte und brach zusammen.

Walker fand neun Geschosse in Schati Tema, Stücke von Roheisen und Teile von Eisenbahnschienenbolzen. Ein Geschos hatte eine furchtbare Entzündung mit Eiterung auf dem Rücken des Tieres verursacht. Die Eingeborenen gebrauchen minderwertiges Schießpulver, welches das Ge-

schoß wohl in die Haut eindringen, nicht aber das Tier töten läßt.

„Schelme“ greifen nicht nur Menschen, sondern gelegentlich auch deren Erzeugnisse an. So ist es vorgekommen, daß eine Gruppe solcher Tierkolosse es mit einem — Eisenbahnzuge aufnehmen wollte, ihn auch zum Entgleisen brachte, aber gegen des stählernen Dampffroses ungeahnte Kräfte den kürzeren zog und eines ganz ungewöhnlichen Todes starb.

Ein gewisser Joran jagte im Kongo auf Elefanten. Er sichtete einen großen Burschen, der in etwa 350 Meter Entfernung unter einem Baume stand, während ein anderer Elefant in etwas geringerer Entfernung bis zur Bauchlinie im Moraste steckte. Nach einiger Zeit verließ der erste seinen Platz und näherte sich seinem Genossen. Diese Gelegenheit benutzte der Jäger zu einem Kopfschuße. Das Tier zeigte sich unwillig. Ein zweiter Schuß versetzte es in Angriffslaute, die sich dem Gefährten mitteilte, und beide Ungetüme eilten der Richtung des Störenfriedes zu. Dieser wich schnell zur Seite aus und konnte das verwundete Tier mit einem zweiten Kopfschuß zur Strecke bringen. Der Jäger fand, daß es nur einen Stoßzahn hatte, während er zuvor zwei Zähne beobachtet hatte. Dieser Umstand deutete an, daß der tote Elefant das zweite Tier gewesen war. Nun lag ihm natürlich daran, auch das erste Tier zu erlegen. Zu sei-



Ein Krokodil, das sein mit Eiern gefülltes Nest bewacht.



Sesutho-Mädchen.

nem Erstaunen fand er es in einiger Entfernung tot daliegen, aber mit gleichfalls nur einem Stoßzahn. Die Sache war und blieb ein Rätsel. Beide Zähne wogen zusammen 83 Kilogramm; der eine war 2,31 Meter, der andere 2,36 Meter lang.

Bei einer anderen Gelegenheit stieß Foran auf einen einzahnigen „Schelm“, der ohne weiteres zum Angriff überging, aber nach mehreren Schüssen zusammenbrach. Sein Zahn wog 58 Kilogramm und hatte einen Wert von 1680 Goldmark.

Einer der berühmtesten Elefantenjäger war Artur Neumann. Er verfolgte einst eine Herde, als plötzlich eine Kuh umkehrte und drohend auf ihn losging. Er suchte ihr auszuweichen, da er kein Verlangen hatte, sie zu schießen, um so weniger, als sie ein Kalb hatte. Neumann folgte einem engen Seitenpfade durch dichten Busch. Plötzlich sah er sich bei einer Wegbiegung drei Tieren gegenüber, unter denen sich die bössartige Elefantenkuh befand. Diese

näherte sich auch sogleich wieder mit der Schnelligkeit eines Eilzuges dem Jäger, gefolgt von einem jungen Bullen.

Neumann stand unbeweglich und hielt das Gewehr in Bereitschaft. Als das wütende Tier in die Nähe gekommen war, drückte er los, allein die Waffe versagte. Das machte seine Lage verzweifelt. Die Kuh war nun ganz nahe herangekommen. Da der Pfad beiderseits von hohem und dichtem Busch eingefast war, kehrte Neumann um und lief zurück, allein das verfolgende Tier lief schneller und kam näher und näher. Während des Laufens suchte der Jäger den Verschuß seines Gewehres in Ordnung zu bringen und über die Schulter nach rückwärts abzufeuern, allein die Büchse versagte wieder. So warf er denn die nutzlose Waffe von sich und sprang auf der rechten Seite des Pfades unter einen Busch, in der Hoffnung, das wütende Tier rase an ihm vorüber. Allein es war schon zu nahe. Kaum lag er am Boden, so war es schon über ihm. Im Niederfallen war Neumann auf den Rücken zu liegen gekommen, während sein Kopf etwas erhöht auf widerpenstigem Unterwuchs ruhte. Die über ihm stehende Elefantenkuh versetzte ihm drei unterschiedliche Stöße. Ein Stoßzahn bearbeitete seinen rechten Arm, der andere seine Rippen, und gleichzeitig hämmerte der dicke Teil ihres Rüssels auf seinem Brustkorb herum. Beim ersten Schläge ihres Rüssels kam ein Teil ihres Kopfes in Berührung mit seinem Gesicht und schrammte ihm die Haut von Nase und Wangen ab. Er glaubte, sein Kopf würde ihm abgedrückt, doch sank er glücklicherweise nach hinten zurück in den nunmehr nachgiebigeren Unterwuchs und entging weiterer Verletzung. Unterdessen dachte Neumann darüber nach, auf welche Weise das tolle Tier ihn töten werde, denn daß das Ende seiner Jagdtage gekommen sei, schien ihm zweifellos. Sei es, daß die Elefantenkuh annahm, ihren Gegner abgetan zu haben, sei es, daß der Geruch des frischen Blutes sie anwiderte, genug, sie gab ihr Rachewerk auf und kehrte zu ihrer Herde zurück.

Neumanns eingeborene Begleiter waren geflohen, kehrten aber bald zurück. Sie fanden ihn mit Blut bedeckt, trugen ihn

unter einen schattigen Baum, entblößten seinen Oberkörper und legten Rotverbände an, so gut sie es verstanden. Drei Monate lang wurde Neumann von diesen Kindern der Wildnis gepflegt, und die Natur hatte den Großteil der Heilung zu besorgen, denn der Verwundete befand sich meilenweit von ärztlicher Hilfe. Schließlich war

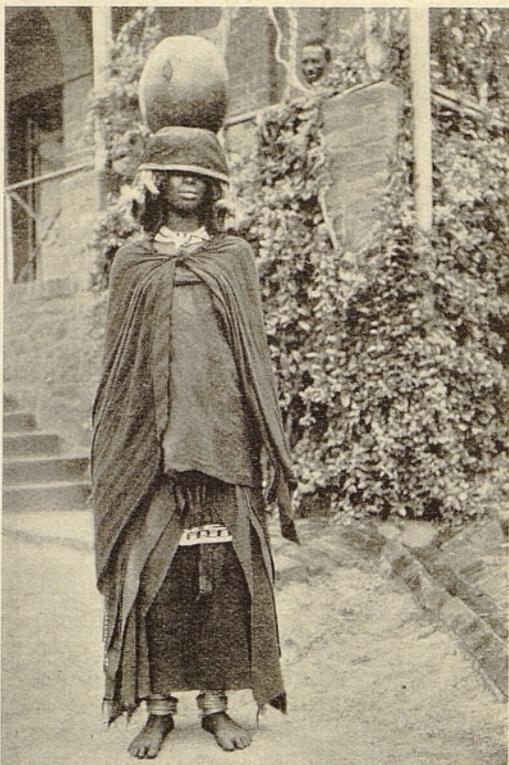
er geheilt und jagte noch mehr als zehn Jahre Elefanten. Er starb schließlich in seiner europäischen Heimat an einer ganz gewöhnlichen Bettkrankheit.

Das Fleisch des Elefanten ist vorzüglich. Der Rüssel gibt eine gute Suppe, die so nahrhaft ist, daß sechs Löffel davon eine Mahlzeit sind.

Umschau.

Ozeanien. Bunapope (Neubritannien, Rabaul). Während der „Guida delle Missioni“ für das apost. Vikariat Rabaul noch 42.553 Katholiken verzeichnet, kann die neueste Statistik dieses Südseesprengels bereits von 47.235 Gläubigen berichten! Die Zahl der Katechumenen und „Anhänger“ ist von 32.269 auf 38.710 gestiegen. Das ist hauptsächlich einer Vermehrung der Hauptstationen und Katechistenposten zuzuschreiben. Es kamen so etwa 7000 Eingeborene mehr unter den Einfluß der Mission. Dieses Wachstum hat sich aber zum Teil auch unter dem Druck der verstärkten Propaganda der protestantischen Sekten vollzogen. Diese drängte manche Stämme zur Entscheidung und ließ sie um so energischer nach Patres und Katechisten verlangen. Das war besonders auffällig bei den Arawe, die die ganze westliche Hälfte der Südküste Neubritanniens bewohnen. Mit Rücksicht auf die wertvollen Dienste, die hier auf Neubritannien, Neuirland sowie bei den Manus die Katechisten von jeher geleistet haben, wurden auch auf den weitentlegenen Admiraltätsinseln und auf Neuhannover eigene kleine Schulen für Katechisten eröffnet. Als Musterleistungen auf karitativem Gebiete können die beiden Neubauten auf der Zentrale angesprochen werden: das Haus für alte und kranke Missionäre mit 18 Einzelzimmern, breiten Veranden und vorzüglicher Ventilation. Sodann das seit Jahren geplante Krankenhaus für Mütter und Säuglinge. Auf etwa 100 Kranke berechnet, enthält es neben einem großen Saal sechs Einzelräume mit 12 Betten für die schwierigen Fälle, einen Operationsraum, Isolierzimmer, Badeeinrichtungen und Zimmer für die Pflegerinnen. Die breite Längsveranda

ist durch ein etwas abstehendes Schutzdach noch besonders gegen die Sonne geschützt. In allem wurde Rücksicht genommen auf den Charakter der Eingeborenen. Sie sollen nicht nur peinliche Sauberkeit vorfinden, sondern sich auch heimisch fühlen. Dieses und die den Eingeborenen fast wunderbar erscheinende Behandlung durch den Missionsarzt Dr. Brem und die Schwestern übten von Anfang an eine große An-



Wasserholende Zulufrau.



Auf der Suche nach Arbeit in der Stadt. Auch in Süd-Afrika findet man die Flucht vor dem Lande und Abwanderung in die Stadt. Die europäische Industrialisierung und Handelswut hat dem Familien- und Stammesleben der Eingeborenen großen Schaden zugefügt. Auch die Streiks und Unruhen haben nach den Versicherungen einer Untersuchungskommission ihren Grund in dem Zusammenbruch der guten Stammesitten und der Autorität bei den Eingeborenen — hervorgerufen durch eben diese Industrialisierung.

ziehungskraft aus. Nach einem halben Jahr hatten im neuen Frauenspital bereits 1290 Erwachsene und 457 Säuglinge Aufnahme gefunden. Das Haus ist gewiß berufen, im Kampf gegen die hier herrschende Kindersterblichkeit eine hervorragende Rolle zu spielen. Die von den Missionären auf Wunsch der Regierung auch im letzten Berichtsjahr herausgegebene Statistik der Geburten und Todesfälle redet wieder eine furchtbare Sprache. Von 42.000 kontrollierten Eingeborenen starben 1087 Erwachsene und 700 Kinder unter sieben Jahren. Bei der Geburt starben zwanzig Frauen; Totgeburten wurden 69 gezählt; das ist allerdings nur ein Bruchteil der Wirklichkeit. Diesen 1876 Todesfällen standen 1913 Geburten gegenüber. Die

Ausdehnung des Missionswerkes auf das fast unzugängliche Bergland im Süden der Gazellenhalbinsel ist von hoher Bedeutung. Die Bewohner sind Baining, Ackerbau- nomaden, denen es bis jetzt gelungen ist, sich dem Einfluß der Weißen zu entziehen. Von der Mission wurden sie immer mehr und mehr erfaßt. Nun soll sich P. Mayrhofer in ihrer Mitte in Lamingi, drei gute Tagemärsche landeinwärts, dauernd niederlassen. Es gilt, ungeheure Transport- schwierigkeiten zu überwinden. Alles zum Aufbau der Station benötigte Material muß auf den Schultern der Träger hingeschafft werden. Bei der großen Begeisterung der Baining läßt sich eine verhältnismäßig schnelle Erledigung dieser Arbeiten erhoffen.

Im Banne der Ngil.*

Ein Roman aus Kamerun von Hermann Stolaster. (Fortsetzung.)

„Gott sei Dank, daß wir ihn los sind. Der ist um kein Haar besser als sein Kollege. Was muß das schwarze Volk von Europa denken, wenn es solche Vertreter sieht!“

„Solche Leute sollte die Firma nicht herauschicken.“ — „Ja, bester Maat, andere gehen nicht hieher. Wer zu Hause

bleiben kann, tut es. Hoffentlich wird das bald anders. Es wäre ein Segen für uns und für die Neger . . . Nun“, fuhr er, zu Dende gewendet, fort, „einen Peitschenhieb habe ich dir wenigstens erspart.“ — „Ich weiß es, Herr, und ich danke dir. Doch ihr könnt ins Dorf kommen, um mit meinen Leuten zu reden. Ihr seid meine Gäste. Wenn ihr auch Weiße seid, so sehe ich doch, daß ihr gerecht denkt.“

„Werden deine Leute auf mich hören?“

* Der Abdruck erfolgt mit Zustimmung des Verlages Herder & Co. in Freiburg (Breisgau), Baden.

fragte Johnson im Tone des Zweifels. — „Sie werden hören, was du sagst, und du wirst hören, was sie sagen. Du wirst bei mir bleiben, wenn du willst, oder auf dein Schiff zurückkehren, wenn es dir gefällt.“

„Ich denke, Herr Kapitänleutnant, wir können ruhig mitgehen. Im Dorfe ist wohl ebensowenig Gefahr für uns wie hier. Wenn die Leute etwas Böses im Schilde führten, hätten sie uns sicher schon ganz anders empfangen.“ — „Recht haben Sie, Maat!“ — „Und vielleicht können wir dem armen Kerl, wenn er auch ein Schuftikus ist, doch noch helfen.“ — „Wollen es hoffen, Maat. Also vorwärts marsch!“

Wildes Gefang wogte über den Dorfplatz. Hölzerne und fellbespannte Trommeln wurden gerührt. Nach ihrem Takte tanzte die Menge. Mehr als dreihundert Menschen jeden Alters und Geschlechtes waren versammelt. In der Mitte des Dorfplatzes war ein Galgen errichtet. An den einen Pfahl war Willner gebunden, an dem andern, ihm gegenüber, stand Nyangeli. Beiden hatte man eine Schlinge lose um den Hals gelegt, die am Querbalken befestigt war. Willner war barhaupt, ein Umstand, der allein genügte, seine Lage zu einer hoffnungslosen zu gestalten. Er hielt den Kopf so, daß er wenigstens teilweise vom Querbaum des Galgens beschattet wurde. Doch er fühlte, daß der

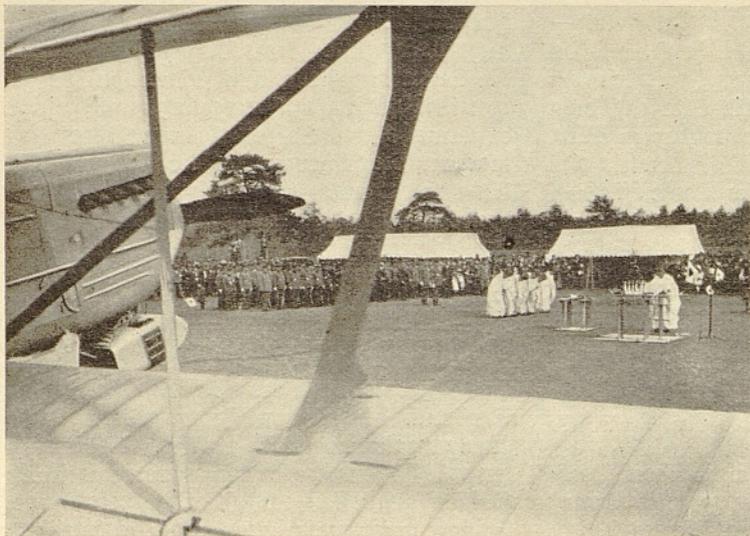
Irrsinn sein Anteil werden müsse, wenn nicht bald Hilfe kam. Vergebens hatte er die Leute angefleht, ihm seinen Hut zu geben. Sie hatten ihn ausgelacht und gesagt, er brauche am Galgen keinen Staat zu machen. Sie selber waren die Sonnenstrahlen von Jugend auf gewohnt und empfanden die Barbarei nicht, die sie an dem Europäer verübten.

Im Zeichen der Sklaverei, der er verfallen war, hatte man ihm den oberen Teil der linken Ohrmuschel abgeschnitten. Das Blut sickerte noch in dicken Tropfen am Halse herab. Willners Gesicht trug den Ausdruck der Verzweiflung. Stirn und Wangen waren stark gerötet. Sie brannten wie Feuer. Die Augen waren aus ihren Höhlen gequollen und stierten ins Blaue. Er sah nicht mehr, was um ihn vorging. Seine Ohren gellten von dem Geschrei der um ihn tanzenden und johlenden Menge.

Als der Häuptling mit seinen Gästen auf dem Platze erschien, verstummte Trommel und Gesang. Man bildete eine Gasse und ließ die Ankommenden hindurchschreiten. Johnson war viel zu sehr Mensch, als daß er mit dem trostlosen Schicksal seines wenn auch schuldigen Landsmannes nicht tiefes Mitleid gefühlt hätte. Als Willner, durch die plötzliche Stille aufmerksam gemacht, die Augen erhob und einen englischen Offizier erblickte, glitt ein schwacher Hoffnungsschimmer über sein Gesicht. Sprechen

Mittag in der Südsee. Typische Küstenszene in der Südsee. Wir verdanken sie dem Maristenpater O'Reilly, der nach eingehenden ethnologischen Forschungen im südlichen Ozeanien nach Europa zurückkehrte. Vieles von dem, was er mitbrachte, hat im Lateranmuseum, Rom, Aufstellung gefunden. Im April werden es hundert Jahre, daß die Maristen von Papst Gregor XVI. den Auftrag bekamen, die Inseln West-Ozeaniens zu missionieren.





Shintopriester weihen japanische Militärflugzeuge ein.

konnte er nicht, denn seine Zunge klebte am Gaumen. Aber sein gebrochener Körper bäumte sich auf in den festgeschnürten Stricken.

Der Häuptling hielt eine Rede an die Menge. Er empfahl die beiden Weißen — die Senegalesen hatten sich wieder davongemacht — ihrem Wohlwollen. Er stellte Johnson als einen gerechten Mann hin, der die Bestrafung Millners gebilligt habe. Auch von der Begegnung mit Cotman mußte er lang und breit zu berichten. Die Zuhörer riefen wiederholt Beifall. Zum Schluß ermahnte er sie noch, den Weißen mit Achtung anzuhören und ihn nicht zu unterbrechen, denn das schicke sich nicht.

Dann ergriff Johnson das Wort. Dende winkte einen etwa zwölfjährigen Jungen herbei. Es war Ebehed, der bei Millner Hausbursche gewesen war und ziemlich gut Englisch verstand. Er stellte sich neben den Offizier, um seine Worte zu übersetzen. — Johnson wollte sich das Volk geneigt machen. Darum gab er alles zu, was zu leugnen unmöglich war. Dann fuhr er fort: „Der Häuptling hat mir gesagt, daß der Weiße jetzt euer Sklave ist. Ich sehe aber, daß ihr ihn töten wollt. Wenn er noch lange so am Pfahl stehen muß, wird er sterben.“ Der kleine Dolmetscher hatte die Worte kaum wiederholt, als von allen Seiten Einspruch dagegen erhoben wurde.

„Was sagen die Leute?“ fragte Johnson.

— „Sie sagen, daß sie ihn nicht töten wollen.“

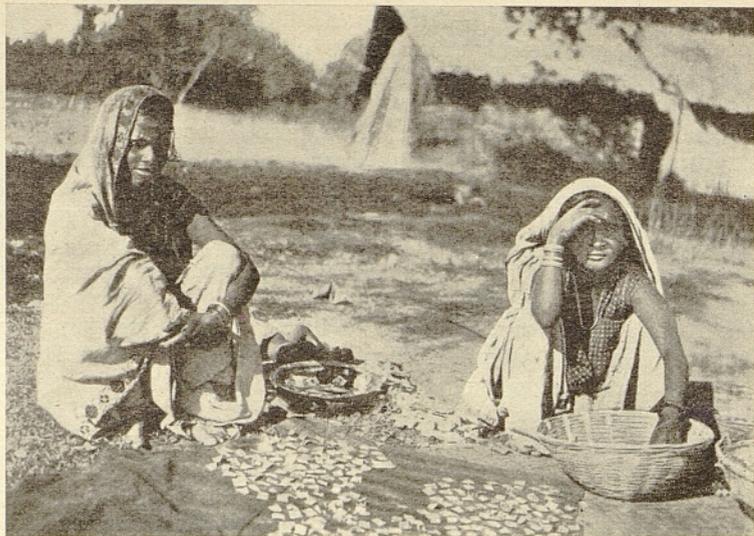
„Meine Freunde“, begann Johnson wieder, „ich glaube es, was ihr sagt. Ihr wollt ihn nicht töten. Ihr tötet ihn aber doch. Versteht mich recht. Wenn ein Weißer lange Zeit ohne Hut in der Sonne steht, muß er sterben. Wir Weißen haben nicht Haare wie ihr. Wir können die Sonnenhitze nicht ertragen. Wenn ihr also den Weißen nicht töten wollt, müßt ihr ihm seinen Hut geben, sonst stirbt er, noch ehe ihr über seine Zukunft entschieden habt.“

Die Regier machten verwunderte Augen, als sie das hörten. Es war ihnen unbegreiflich. Einige lachten. Andere witterten eine Hinterlist und sprachen es auch aus. „Gebt ihm den Hut nicht! Der Weiße macht Medizin. Er will ihn befreien.“ Der Häuptling gebot Ruhe.

„Es ist keine Medizin“, sprach Johnson weiter. „Wollt ihr ihm seinen Hut nicht geben, so gebt ihm einen andern. Legt ihm Bananenblätter auf den Kopf. Nur laßt ihn nicht länger so stehen.“

Nun waren auch die Fürchtamen zufrieden. Dende befahl, Millners Tropenhelm herbeizubringen, und setzte ihn dem Gefangenen auf. Millner warf dem Offizier einen dankbaren Blick zu. Johnson war mit dem Häuptling näher an den Galgen herangetreten. Er sah, daß Millner sprechen wollte. Die Lippen bewegten sich,

Briefmarkensammler gibt es überall. Indierinnen waschen und sortieren gebrauchte Briefmarken. Ein amerikanischer Jesuitenmissionär der Diözese Patna in Nordindien hat das Photo aufgenommen.



aber kein Laut kam hervor. Er erriet, was er nicht hörte, und wandte sich an den Häuptling: „Der Weiße leidet schrecklichen Durst. Laß ihm Wasser zu trinken geben.“

Dende zuckte mitleidig mit den Schultern. „Nein, Herr, das kann ich nicht. Soeben habe ich dir eine Bitte erfüllt. Erfülle nun auch mir eine Bitte und verlange von mir nichts mehr für ihn.“

„So werdet ihr ihm nichts zu trinken geben?“ — „Nein.“

„Zu essen auch nicht?“ — „Auch nicht.“

„Ihr wollt ihn also doch töten. Ihr laßt ihn elend verhungern und verdursten!“ stieß Johnson hervor. — „Wir werden ihn nicht töten. Wenn der Hunger ihn tötet, kann ich nichts dafür. Ob wir ihn töten wollen oder nicht wollen, sterben wird er von selbst. . . Höre, Herr, ich will dir etwas erzählen, damit du siehst, wie es steht. Der Weiße ist Sklave. An seinem Ohre kannst du es sehen. Ein Sklave muß gehorchen. Hat dieser Weiße gehorchen gelernt? Wer wird ihn als Sklaven haben wollen? Ich nicht, die anderen auch nicht. Ein Sklave, der nicht gehorcht, muß sterben. Früher oder später, das ist kein Unterschied.“

„Aber wenn ihr ihn verschmachten laßt, ist es schlimmer, als wenn ihr ihn gleich tötet.“ — „Das mag sein. Doch es geschieht, weil wir ihn nicht töten wollen.“

Gegen diese Negerlogik fand Johnson

keine Beweise mehr. Doch da kam ihm ein Gedanke. „Häuptling, ich will dir ein Versprechen geben.“ — „Rede, Herr, ich höre.“

„Auch wir in England bestrafen jeden, der ein Verbrechen begangen hat. Gib mir den Weißen mit nach England. Ich verspreche dir, daß er zu Hause bestraft wird, wie er es verdient hat.“ — „Ich glaube deinen Worten, Herr, aber es kann nicht sein. Hat der Weiße in England Böses getan? Nein, sondern hier. Er muß also auch hier bestraft werden.“

Johnson war ratlos. Gegen diesen dicken Negergeschädel war nicht aufzukommen. Er mußte sein letztes Pulver verschießen. Er wußte, es war wirklich das letzte. Schlag auch das fehl, dann war nichts zu machen. Einen anderen Ausweg fand er nicht und gab es nicht.

„Häuptling“, sagte er, „hast du schon ein Schiff gesehen wie das da draußen?“ — „Nur von ferne. Ich habe aber auch kein Verlangen, es in der Nähe zu sehen.“

„Auf diesem Schiffe sind viele Soldaten. Jeder hat ein Gewehr und viele Kugeln, von denen jede einen Menschen töten kann.“ — „Ich weiß es; ich habe davon gehört.“

„Was wird mein Oberhäuptling sagen, wenn ich zurückkomme und den Weißen nicht mitbringe?“ — „Er wird dich fragen, warum du ihn nicht gebracht.“

„Und was soll ich ihm dann antworten?“

fragte Johnson weiter. — „Antworte ihm so: Ich habe viel gebeten, die Leute sollen ihn freigegeben, allein sie haben es nicht getan.“

„Weißt du auch, was mein Oberhäuptling dann tun wird?“ — „Nein, Herr, das weiß ich nicht. Vielleicht bestraft er dich, vielleicht auch nicht.“

„Nein, Häuptling, du irrst. Er wird alle Soldaten zusammenrufen und ihnen sagen: Nehmt eure Gewehre und eure Kugeln und gehet hin, die schwarzen Leute zu bestrafen, weil sie nicht gehorcht haben und den Weißen nicht freigaben. Was sagst du jetzt?“

Dende machte eine geringschätzige Handbewegung. „Das mag er tun, wenn er will. Es wäre unnütz. Schau aufs Meer. Euer Schiff liegt weit von hier. Wir können jedes Boot sehen, das an Land kommen will. Wenn eure Soldaten kommen, laufen wir in den Wald. Dahin könnt ihr uns nicht folgen. Ihr könnt unsere Häuser verbrennen, unsere Farmen zerstören. Den Weißen würdet ihr doch nicht befreien. Ehe wir in den Wald liefen, würden wir ihn töten.“

„Häuptling, ist das dein letztes Wort?“ — „Es ist mein letztes.“

„Dann kann ich nicht länger hier bleiben.“ — „Tu, wie du willst. Du bist mein Gast.“

Ohne Antwort wandte sich der Offizier und ging. Der Maat ebenso. Dende folgte ihnen. „Ich will euch zum Boot begleiten“, sprach er, „damit ihr sehet, daß ich euer Freund bin. Ihr dürft mir nicht böse sein, weil ich den Weißen nicht freigebe. Ich darf es nicht.“

Die Trommeln rasselten, der Tanz begann von neuem. Am Galgen aber sank die Gestalt Willners schauernd und geknickt in sich zusammen. Auch der letzte Hoffnungsschimmer verglomm.

Die Senegalesen hatten ihrem verstorbenen Landsmann das Grab bereitet. In dem Sandboden dauerte die Arbeit nicht lange. Sie saßen neben dem frischen Grabhügel und hielten Totenklage nach der Sitte ihrer Heimat. Die Rückkehr der Eu-

ropäer machte ihr ein Ende. Die beiden Neger baten, sie mitzunehmen, da sie nach Hause zurückkehren wollten. Johnson glaubte es nicht abschlagen zu dürfen. Sie waren ja auch stark genug, sich das tägliche Brot an Bord zu verdienen.

Johnson und der Maat stiegen ins Boot. Die Matrosen schoben es vom Strande. Dende schürzte sein Hüftentuch auf und half dabei. Dann reichte er Johnson die Hand hin. „Herr, verzeih mir, daß ich deine Bitte nicht erfüllen konnte.“ Johnson ergriff die dargebotene Rechte und nickte. Sprechen konnte er nicht. Er fühlte einen Druck in der Kehle. Seine Augen waren feucht. Er war unterlegen und empfand es als Verdemütigung. Er hätte dem Häuptling zürnen mögen und mußte ihn doch achten. Er bemitleidete Willner und verachtete ihn zugleich. Diese Gegenföhllichkeit seiner Gefühle marterte ihn. Ein bitterer Geschmack lag auf seiner Zunge. Das Leben ekelte ihn an.

Am Bord erregte die Fruchtlosigkeit des Unternehmens und der Bericht über das Schicksal Willners berechtigtes Aufsehen. Raffles war ratlos. Wenn er ihn im Stiche ließ, gab es nachher die schönsten Vorwürfe. Totschweigen ließ sich die Sache nicht. Es gab zu viel Schwäher an Bord. Zuletzt entschloß er sich, am nächsten Morgen einen neuen Versuch zur Rettung Willners zu unternehmen. Er wollte dem Häuptling Lösegeld anbieten, wollte ihm klarmachen, daß ein Widerstand gegen die Europäer zu schlimmen Folgen führen müsse. „Es hilft zwar doch nichts“, meinte er, „aber versuchen will ich alles, solange der Mann am Leben ist . . . Schon des Beredes wegen.“

*

Ntonga bog bald, nachdem er die brennende Faktorei verlassen hatte, von dem Wege ab, der ins Dorf des Häuptlings führte, und ging den Strand entlang. Er wollte die Menge nicht vermehren, die um gequälte, zum Tode verurteilte Menschen tanzte. In der Stille seines Hauses sollte der Plan reifen, der ihm gekommen war, als er das fremde Schiff gesehen.

GOTT

gießt seine

LIEBE

in unseren

HERZEN

aus durch den

HEILIGEN

GEIST,

der uns gegeben

ist.

Daher ist die

erste und

notwendigste

GABE

die

LIEBE,

durch die wir

GOTT

über alles

und den

WÄCHSTEN

um

GOTTES

willen

LIEBEN.